

HEINRICH SENFFT

Erich Kuby

*Kurt Tucholsky alias Peter Panter, Theobald Tiger,
Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser*

haßt

*das Militär
die Vereinsmeierei
Rosenkohl
den Mann, der immer in der
Bahn die Zeitung mitliest
Lärm und Geräusch
»Deutschland«*

liebt

*Knut Hamsun
jeden tapferen Friedenssoldaten
schön gespitzte Bleistifte
Kampf
die Haarfarbe der Frau,
die er gerade liebt
Deutschland*

Heinrich Senfft – Dr.,
Publizist und Rechtsanwalt,
lebt in London, vertrat
unter anderem Gregor Gysi
und Markus Wolf.
Publikationen u. a.: Die
sogenannte Wiedervereinigung,
Berlin Verlag 1999.

Laudatio für den Publizisten
Erich Kuby (1910-2005)
anlässlich der postumen
Verleihung des Kurt-
Tucholsky-Preises 2005.

Das Deutschland in der Rubrik »haßt« ist seltsam in eine Art Gänsefüßchen gesteckt – etwa damit man es nicht so ernst nimmt? Das schrieb er 1928.

Ein Jahr später schrieb er in »Deutschland, Deutschland über alles« im Schlusskapitel »Heimat«: »Wer aber weiß, was die Musik der Berge ist, wer die Töne hören kann, wer den Rhythmus einer Landschaft spürt ... nein, wer gar nichts anderes spürt, als dass er zu Hause ist; dass das da sein Land ist, sein Berg, sein See, auch wenn er nicht einen Fuß des Bodens besitzt ... es gibt ein Gefühl jenseits aller Politik, und aus diesem Gefühl heraus lieben wir dieses Land. Wir lieben es, weil die Luft so durch die Gassen fließt und nicht anders, der uns gewohnten Lichtwirkung wegen – aus tausend Gründen, die man nicht aufzählen kann, die uns nicht einmal bewusst sind und die doch tief im Blut sitzen ... Weder der Regierungsvertreter im Gehrock, noch der Oberstudienrat, noch die Herren und Damen des Stahlhelm allein sind Deutschland. Wir sind auch noch da ... Wir haben das Recht, Deutschland zu hassen – weil wir es lieben.«

Und so endet dieser Text: »Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir. Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.«

Diese Heimat hat ihm seine Liebe nicht gedankt – sie hätte ihn, wäre er geblieben, ermordet, die geliebte Heimat.

Auch wenn es nach dem neuesten Stand der Forschung so aussieht – Sie kennen die Biographie von Michael Hepp –, als habe sich Tucholsky in der Emigration nicht umgebracht, so hat er doch zeitlessly an Deutschland gelitten. Und da war er nicht allein – auch Erich

Michael Hepp: Kurt
Tucholsky. Biographische
Annäherungen, Reinbek
bei Hamburg 1993.

Friedrich Sieburg (1893-1964) – Schriftsteller und Publizist, Dr. phil., schrieb in den zwanziger Jahren für die »Weltbühne« sowie den Rosa Luxemburg gewidmeten Gedichtband »Die Erlösung der Straße«, seit 1924 Auslandskorrespondent der »Frankfurter Zeitung«, bekannte sich 1933 zum Nationalsozialismus, 1940 im besetzten Frankreich neben Ernst Jünger im kulturpolitischen Koordinierungsstab, verließ nach Differenzen 1942 die Deutsche Botschaft, 1945 Schreibverbot, 1948 Mitherausgeber der Zeitschrift »Die Gegenwart«, 1956-1964 Leiter der wöchentlichen Literaturbeilage der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, einer der einflussreichsten Publizisten der Adenauerzeit, befürwortete die Verständigung mit Frankreich.

Kuby hat sich sein Leben lang mit nichts anderem als mit diesem Land beschäftigt. Wir haben es eben gehört – Susanna Kuby, die heute natürlich mit ihrem und Kubys Sohn Daniel hier ist, hat die Texte ausgesucht, die wir anstelle einer Ansprache von Erich Kuby gehört haben.

Natürlich gibt es in einem kleinen Land wie dem unseren allerlei Verbindungen: zum Beispiel Friedrich Sieburg, auch einer, der unter Deutschland gelitten und immer wieder darüber geschrieben hat. Er kam von der »Weltbühne« und war viele Jahre Korrespondent der »Frankfurter Zeitung« in Paris und Autor des berühmten Buches »Gott in Frankreich?«; er war in den zwanziger und den ersten dreißiger Jahren mit Tucholsky befreundet – es gibt da allerlei anrührende Familien-Ausflugsphotos und Briefe. Tucholsky und andere Emigranten taten sich nach 1933 mit einem wie Sieburg, der deutscher Korrespondent blieb, natürlich schwer. Aber Sieburg hatte es auch mit Deutschland schwer: Bald nach Hitlers Regierungsübernahme schrieb er in der »Frankfurter Zeitung«, das ging damals noch, nun komme er in eine schwierige Situation, weil er sein Land draußen gegen vieles in Schutz nehmen müsse, was er im Grunde nicht verteidigen wolle. Das hat seiner Beziehung zu den Emigranten am Ende natürlich nicht geholfen, weil er sich, ein Nationaler, von seinem Lande trotz Hitler nicht trennen mochte. Vor 1933 hatte er Hitlers Regierungsübernahme als Kostgänger Schleichers zu verhindern gesucht – und ist dann später, zur Zeit der deutschen Besatzung als Botschaftsrat in Paris doch noch ausgerutscht. Ich spreche von ihm nicht nur, weil sein Leben, seine unentschiedene Entscheidung besonders exemplarisch waren, sondern weil er auch mit Tucholsky zu tun hatte – und später meine Mutter heiratete, mein letzter Stiefvater war.

Ich erwähne diese seltsamen Querverbindungen in einem unglücklichen, kranken Land – und das ist es bis heute geblieben –, weil ich den Erich Kuby schon kannte, als Sieburg noch lebte – der starb 1964 –, aber ich wollte Ihnen nicht verschweigen, mit welchem seltsamen – und Kuby bekanntem – Hintergrund wir uns kannten, allmählich miteinander befreundet waren und uns immer wieder sahen, in Hamburg, in München, in Venedig, und auch mit Susanna und Daniel zu einem Weihnachten bei uns in Cortona.

Natürlich kannte ich Kuby schon viele Jahre aus seiner Schreiberei, aber 1962 kam er zum »stern«, dessen – freier – Redaktionsanwalt ich damals und bis zu den trostlosen Hitler-Tagebüchern 1983 war, über die und deren Hintergründe keiner so gnadenlos und richtig wie Kuby geschrieben hat. Ich habe damals meinen Beratungsvertrag gekündigt. 1962 war das Jahr der Spiegel-Affäre, als Augstein und Ahlers wegen angeblichen Landesverrats verhaftet und eingesperrt und die Redaktion – damals noch wie ZEIT und »stern« – im Pressehaus in Hamburg durchsucht und auf den Kopf gestellt wurden. Man erinnere sich bitte des Aufschreis, der damals nicht gerade durchs ganze Land, aber durch die Medien und die Politik ging. Man erinnere sich des – allerdings vergleichsweise geringeren – Aufsehens, das 1970 bis 1976 unser Münchener Prozess der CSU gegen den stern machte, als es um die CSU-Spielbanken-Affäre ging – wir hatten Körbe voller Zeitungsmeldungen und Kommentare – und als es später, in den achtziger Jahren in München vor Gericht darum ging, dass der »stern« behauptet

hatte, der bayerische Minister Gerold Tandler habe sich mit einem gefälschten Dokument ein Grundstück aus einem Nachlass herausgeholt, hat schon kaum noch einer zugehört, geschweige denn wie früher darüber geschrieben, aber – ungedruckt – gesagt, so sei das eben in unserem Lande. Die wahrhaft letzte Aufregung war die Neue-Heimat-Affäre – und auch das ist schon viele, viele Jahre her.

Wenn Innenminister Schily heuer veranlasst, die »Cicero«-Redaktion zu durchsuchen, hören in diesem Lande allmählich wieder ein paar mehr Leute hin, da wird ein wenig berichtet, wie sich's heuer gehört – aber regen sich etwa wirklich viel im Lande darüber auf, geht einer auf die Straße, um zu demonstrieren oder gar eine Fensterscheibe einzuschlagen, weil unsere Freiheit vernichtet und jeder eingeschüchtert werden soll? Wie abgestumpft und ängstlich sind nun sogar schon die Journalisten dieses Landes? Was muss passieren, damit sich noch einer aufregt wie Kurt Tucholsky oder Erich Kuby, der 1963 zur »Spiegel«-Affäre schrieb: »Das Volk ist in keiner Weise aufgestanden, da mache man sich nichts vor«? Sieburg schrieb gleich 1962 einen FAZ-Leitartikel, in dem es hieß: »Der Zauber ist gebrochen, oh, nicht für immer; die selbstzufriedene Stimmung in der Bundesrepublik wird sich schon wieder einstellen.« So recht hatten sie wohl beide nicht haben mögen.

Gibt es solche archaischen Typen überhaupt noch? Und hört noch einer zu? Damit sich etwas ändert? Damit nicht alles in den Graben geht? Wer will noch schreien und gehört werden, damit wenigstens das meiste so bleibt, wie es ist, damit's nicht noch schlimmer wird? Mehr kann der Journalismus ohnehin kaum je ausrichten. Wenig genug ist es allemal. Mit gutem Grund hatte Kuby 1957 seinem Buch »Das ist des Deutschen Vaterland« diesen Wortwechsel von Bert Brecht vorausgeschickt:

»Sagredo: Galilei, du sollst Dich beruhigen!

Galilei: Sagredo, du sollst Dich aufregen.«

Friedrich Sieburg besprach das Kuby-Buch in der FAZ voller Achtung, war aber damals, eben 1957, von der Wirkung des »Donnerkeils« der Kubyschen »massiven Polemik« nicht überzeugt: »Die bundesdeutsche Gegenwart ist an polemischen Unternehmungen nicht reich, einmal, weil unserer Publizistik das Talent dazu abgeht, zum anderen aber, weil die totale Wirkungslosigkeit von vornherein feststeht. Der Polemiker mag schreiben, was er will, niemand, der an der Macht beteiligt ist, wird auf ihn hören, es sei denn, dass ›Unannehmlichkeiten‹ zu befürchten seien.« Aber das war der Blick aus den verschlafenen fünfziger Jahren. Mit der »Spiegel«-Affäre 1962 hat sich dann schon einiges verändert – Strauß musste damals zurücktreten – sonst wäre er am Ende Bundeskanzler geworden –, später, 1978 auch Filibinger – sonst wäre er wohl Bundespräsident geworden!

Man soll ja vor allem als einer der Alten nie sagen, früher sei alles besser gewesen. Aber eines war wirklich besser: es gab in den sechziger und siebziger Jahren keine oder kaum Arbeitslose – und das machte die Menschen freier, offener, sie hatten weniger Angst und wagten mehr – und in so einem Kreis fühlte sich einer wie Erich Kuby naturgemäß wohler. Kommt man heute in Redaktionen, herrscht Angst; Angepasstheit und Mittelmaß sind erschreckend. Fast alle fürchten, ihren Job zu verlieren, weil es hunderte gibt, die ihn gern hät-

Erich Kuby erhielt den Tucholsky-Preis 2005 postum für sein Gesamtwerk. Veröffentlichungen (Auswahl): Das ist des Deutschen Vaterland – 70 Millionen in zwei Wartesälen, Stuttgart 1957; Rosemarie, des deutschen Wunders liebstes Kind, Stuttgart 1958; Nur noch rauchende Trümmer. Das Ende der Festung Brest, Rowohlt 1959; Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2129 Tagen, München 1975; Verrat auf deutsch. Wie das Dritte Reich Italien ruinierte, Hamburg 1982; Mein ärgerliches Vaterland, München 1989; Lauter Patrioten. Eine deutsche Familiengeschichte, München 1996

ten und bereit sind, ohne zu maulen oder gar aufzubegehren, zu arbeiten – so wie es von oben gewünscht wird.

Sieburg ernannte Kuby in einer Rezension zum »Bundesnonkonformisten« – und das ist er auch geblieben. Kuby hatte wahrlich bessere journalistische Zeiten als wir sie heute vorfinden – und er hatte bessere Nerven, er nahm sich Freiheit, die freilich auch etwas mit seiner privilegierten Herkunft und seinem eigenwilligen, bockigen Leben zu tun hatte, über das man in seinem Buch »Lauter Patrioten – Eine deutsche Familiengeschichte 1800 – 2000« viel erfährt. Wer sich traut, über seine Familie zu schreiben, der gibt sich Blößen, die, auch wenn er sie zu verbergen sucht, mehr über ihn aussagen, als ihm lieb ist. Bei Erich Kuby war das schon immer anders: Er hat sich getraut und nie gescheut, etwas von sich preiszugeben; er ist dem Leser als »Kassandra vom Dienst« mit bedingungsloser Opposition auf den Leib gerückt, indem er direkt und – wie Tucholsky – unideologisch alles aussprach, was Leser weder hören noch gar zugeben mochten. Das dokumentiert sich besonders deutlich in seinem Buch »Mein Krieg« aus dem Jahre 1975, das schildert, wie er den Zweiten Weltkrieg erlebt hatte, als ewiger Gefreiter, ab September 1944 als Kriegsgefangener, immer begleitet von seiner Schreibmaschine, auf der er jeden Tag und in jeder Situation schrieb.

Kuby kam aus einer überwiegend bürgerlichen Familie, in der Intellektuelle allerdings nicht vorkamen, wohl aber Reeder, Bankiers, Weinhändler, Beamte, Richter und Ärzte. In beiden Jahrhunderten fehlt es aber auch an Metzgern nicht. Kubys Vater hatte sich 1901 ein Gut in Westpreußen gekauft, nach einem Jahr aber schon alles verwirtschaftet. Er zog nach München zurück und wollte seine Stimme ausbilden lassen. Dort traf er Dora Süßkind. 1910 kam Sohn Erich zur Welt. Ab 1913 lebte die Familie im bayerischen Voralpenland, wo der Vater ein Gut übernahm. Im Jahr darauf zog er mit all den patriotischen Bürgern, die sich nicht vorstellen konnten, dass »da oben« etwas nicht stimmte, in den Krieg. Der zurückgekehrte Vater glaubte an den »Dolchstoß« und nahm Erich 1923 zu dem im Weilheimer Bezirksamt festgesetzten Hitler mit, sprach mit seinem darob verstörten Sohn indessen nie darüber. Der bekam bei einem jüdischen Gymnasiallehrer indes anderen, wirksamen Unterricht: »Sie machen Hitler zu groß, sagte Lamm (der Lehrer). Solche Hitlers haben auch andere Völker, aber sie bleiben Randfiguren. Hier nicht. Er erzieht nicht das Volk, das Volk hat ihn erfunden. Haben Sie mir nicht gesagt, Ihr Vater habe noch im Sommer 1918 den Krieg nicht für verloren gehalten? Verückt? Keine Spur, ein ganz normaler Deutscher.« Das konnte Erich Kuby nicht vergessen.

Er studierte Volkswirtschaft, wurde Werfthilfsarbeiter bei Blohm & Voss in Hamburg und schrieb seine ersten Texte über die Arbeitswelt, die er dort erlebte. 1933 forderte ihn seine jüdische Freundin auf, mit ihr das Land zu verlassen. Aber: »Ich wollte nicht nur aus der Ferne an der Entwicklung teilnehmen, ich wollte dem Selbstfindungsprozess meines Volkes, der ein Fäulnisprozess gewesen ist, nahe sein, ihn riechen und schmecken.« 1938 heiratete er die Tochter des Berliner Nationalökonomens Hermann Schumacher, des Gegenspielers von Werner Sombart, nachdem er 1936 in Berlin begonnen hatte, für den Scherl-Verlag zu arbeiten. Die Schwester seiner Frau war mit dem

Physiker Werner Heisenberg verheiratet. Kuby war überzeugt, die Einberufung zur Wehrmacht sei für ihn selber gerade im rechten Moment gekommen – er wollte sich die Hände nicht schmutzig machen.

Nach der Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft arbeitete er als Berater der »Information Control Division« in München. 1947 wurde er Chefredakteur der legendären Zeitschrift »Ruf«, nachdem die US-Militärregierung die ersten Herausgeber Alfred Andersch und Hans Werner Richter abgesetzt hatte. Aber Kuby teilte bald das Schicksal seiner Vorgänger: Schon nach einem Jahr wurde er gefeuert, weil er Texte und vor allem einen Leserbrief veröffentlicht hatte, die den Lizenzträgern gar nicht gefielen, sodass sie, wie Kuby schreibt, »mit der Absicht umgingen, jemand für den »Ruf« zu finden, der ihrer stinkbürgerlichen Gesinnung eher entsprach«. So kam Erich Kuby zur Süddeutschen Zeitung, wo er unablässig und erbittert gegen die Wiederbewaffnung und die Ausstattung der Bundeswehr mit Atomwaffen wettete.

Wirklich richtig berühmt wurde Kuby 1958 durch sein Buch »Rosemarie, des deutschen Wunders liebstes Kind«, das mit Nadja Tiller verfilmt wurde. Es wurde in siebzehn Sprachen übersetzt – er war der Émile Zola der deutschen Wirtschaftswunderjahre, denn er schilderte die Bundesrepublik der mittfünfziger Jahre so gnadenlos, dass einem der Geschmack an CDU, Wirtschaftswunder und dem »Wir sind wieder wer« vollends verging – und man sich fragte: Waren wir je »wer« oder haben wir in den beiden Weltkriegen nur unsere nicht enden wollenden Minderwertigkeitskomplexe überkompensiert, weil wir es in bald dreihundert Jahren zu nichts mehr gebracht hatten? Das merke ich jetzt besonders eindrucksvoll, seit ich in London lebe und täglich spüre, wie viel angenehmer und beruhigender es ist, dreihundert Jahre die Welt regiert zu haben als in einem Jahrhundert zwei Weltkriege anzufangen – und verloren zu haben.

In diesem Jahr, 1958, landete Kuby für eine Weile bei der »Welt«, verließ sie aber bald wieder, nachdem sich das Blatt, ja der ganze Verlag nach Axel Springers und Hans Zehrsers Moskau-Reise in eine Kampftruppe des Kalten Krieges verwandelt hatten. 1962, ich erwähnte es schon, ging Kuby zum »stern«, wo er aber auch seine Probleme hatte: Als Chefredakteur Henri Nannen 1964 Franz Josef Strauß eine vierzehntägige Kolumne angeboten hatte, schmiss Kuby alles hin und ging zum »Spiegel«, kam aber nach anderthalb Jahren wieder zum »stern« zurück.

Und er schrieb ein Buch nach dem anderen, vor allem eines, das sein ganzes Leben veränderte: Für den »stern« recherchierte er, wie die Deutschen nach dem Badoglio-Putsch 1943 in Italien gehaust hatten. Da er kein Italienisch sprach und der wissenschaftlichen Assistenz bedurfte, suchte und fand er Susanna Böhme, die, wie es der Zufall so wollte, bald seine zweite Frau wurde und Daniel zur Welt brachte. Der »stern« druckte die Italien-Geschichte nicht, aber ihm blieben Susanna und das sehr erfolgreiche und für die Deutschen gar nicht angenehme Buch »Verrat auf deutsch – wie das Dritte Reich Italien ruinierte«. Bücher halten ja sehr lange, aber diese Ehe hielt auch bis zu seinem Tod – will man noch mehr verlangen? Und Daniel hat sehr lange, nicht lange genug, einen außergewöhnlichen Vater gehabt.

Aus Anlass des 60. Todes-tages von Kurt Tucholsky wurde 1995 der Kurt-Tucholsky-Preis für literarische Publizistik gestiftet. Alle zwei Jahre werden mit ihm engagierte deutschsprachige Publizisten oder Journalisten ausgezeichnet, die der »kleinen Form« wie Essay, Satire, Song, Grotteske, Traktat oder Pamphlet verpflichtet sind und sich in ihren Texten konkret auf zeitgeschichtlich-politische Vorgänge beziehen.

Ihre Texte sollen im Sinne Tucholskys der Realitätssprüfung dienen, Hintergründe aufdecken und dem Leser bei einer kritischen Urteilsfindung helfen.

Die Auswahl der Preisträger erfolgt durch eine fünfköpfige Jury; das Preisgeld beträgt 3 000 Euro.

Erich Kubys Ehefrau Susanna Böhme-Kuby hat auf eine Auszahlung des Preisgeldes verzichtet, das somit für die kommende Preisvergabe wieder zur Verfügung steht.

Die bisherigen Tucholsky-Preisträger sind: Der Journalist und Schriftsteller Erich Kuby, der Journalist Wolfgang Büscher, der Autor und Hochschullehrer Harry Pross, der Liedermacher Konstantin Wecker, der Journalist Heribert Prantl, der Schweizer Schriftsteller Kurt Marti und die Schriftstellerin Daniela Dahn.

Da Susanna in Italien Universitäts-Arbeit hatte, zog die Familie nach Venedig, in eine Ecke, die von Touristen nicht überschwemmt wird – und dort schrieb Erich Kuby noch ziemlich viele Jahre für den »Freitag«, dessen Mit-Herausgeber der im vergangenen Jahr zu früh und unersetzlich gestorbene Günter Gaus war, seine wöchentliche Presse-schelte, die seine Unabhängigkeit und sein unbestechliches Urteil dokumentierten. *Tempi passati*.

Man muss ja nicht gleich Ernst Jünger übertreffen – in keiner Hinsicht. Aber aus Versehen hätte Erich Kuby es wohl bald geschafft. Wir werden ja allmählich fast alle viel zu alt – aber den Erich Kuby hätten wir gerne noch eine Weile unter uns gehabt. Dann hätte er sich auch über diesen Preis freuen können.

Als wir noch jünger starben, gab's ein paar Alte, die über die Vergangenheit sagen konnten, was sie wollten, weil keiner mehr da war, der hätte widersprechen können. Kuby hätte sich das mit seinen hohen Jahren auch leisten können, aber was hätte er erfinden sollen, was er nicht schon formuliert hatte? Vor allem nichts, um sich nach vorne zu lügen und Aufmerksamkeit zu bekommen – die war ihm ohnehin bis zuletzt sicher.

Manche, gar viele, die nicht wissen, wovon sie reden, manche, die nicht richtig lesen können, hielten und halten Kuby für einen Linken, gar für einen Kommunistenfreund.

Sie haben es eben gehört: 1965 hielt auch Kuby den Kurt Tucholsky zwar für keinen Marxisten, aber für »entschieden links«, für einen »empfindlichen Linken«. Ist Kuby da auf sich selbst hereingefallen? In Wahrheit war Tucholsky kein Linker – und er selbst, Kuby, war auch keiner. Beide waren freie, unabhängige Menschen, fern aller Ideologie, die sich immer das Recht nahmen, ihre Meinung zu sagen, auch wenn sie keinem passte – und danach zu handeln. Kuby zum Beispiel in den endsechziger Jahren, als er einen Hamburger Studenten-Revolutzler wochenlang in seiner Wohnung in der Parkallee unterbrachte, weil der vom Staatsschutz gesucht wurde. Links? Nein: frei. Da er seine Unabhängigkeit dokumentierte, die fast wie Arroganz anmutete, haben ihn viele angefeindet, fast gehasst – und doch respektiert. Er hat sich nie auf faule Kompromisse eingelassen.

Wie Tucholsky und so viele andere litt er unter diesem Land und war imstande, dieses Unbehagen, diese Wut zu formulieren. Wie ärgerlich war er oft, wenn die Nachkriegsdeutschen die Nazizeit zu verdrängen, zu verharmlosen suchten, da sie doch in Wahrheit die Zeit der größten deutschen Selbstverwirklichung war, wie er nicht nur einmal formulierte.

Es gilt hier und heute, einen Widerspenstigen, einen Aufsässigen, einen Herren zu ehren, der nie wegschaute, sondern immer alles aufschrieb, was er gesehen hatte, gleichgültig, ob es ihm, seiner Redaktion oder seinen Lesern gefiel. Er war unbarmherzig auch mit sich, wenn er formulierte – und er fand immer jemanden, der ihn druckte – zuletzt den »Freitag«. Kuby war nicht etwa kompromissunfähig, wenn er immer einmal wieder von einigen nicht gedruckt werden wollte – aber er hatte instinktiv sichere Grenzen, die er nicht zu überschreiten bereit war; dann ging er sofort. Deshalb ist er auch der richtige Preisträger für Tucholsky – das sind zwei, die zusammenpassen. Es wird schwer werden, in Zukunft einen zu finden, der da mithalten kann.